



MASHA GESSEN DIE ZUKUNFT IST GESCHICHTE

Wie Russland
die Freiheit gewann
und verlor

Suhrkamp

MASHA GESSEN

DIE ZUKUNFT IST GESCHICHTE

Wie Russland die Freiheit gewann und verlor

Aus dem amerikanischen Englisch
von Anselm Bühling

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
The Future Is History. How Totalitarianism Reclaimed Russia
bei Riverhead Books, New York

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2018

© Masha Gessen, 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42842-9

INHALT

Personen 9

Prolog 11

I BORN IN THE USSR 17

1 Jahrgang 1984 19

2 Lebensfragen 33

3 Privilegien 52

4 Homo Sovieticus 68

II REVOLUTION 91

5 Schwanensee 93

6 Schüsse auf das Parlament 126

7 Wer wird Millionär 153

III AUFLÖSUNG 173

8 Versperrte Trauer 175

9 Alte Lieder 206

10 Ende und Anfang 233

IV AUFERSTEHUNG 257

11 Leben nach dem Tod 259

12 Die orange Gefahr 282

13 Familienwerte 310

V PROTEST 345

- 14 Die Zukunft ist Geschichte** 347
- 15 Buduschtschego njet** 376
- 16 Weiße Bänder** 392
- 17 Mascha – 6. Mai 2012** 428

VI ZERSCHLAGUNG 449

- 18 Serjosha – 18. Juli 2013** 451
- 19 Ljoscha – 11. Juni 2013** 477
- 20 Eine geteilte Nation** 506
- 21 Shanna – 27. Februar 2015** 541
- 22 Krieg ohne Ende** 559

- Epilog** 573
- Dank** 587
- Anmerkungen** 589
- Register** 625

PERSONEN

Dieses Buch hat sieben Hauptpersonen, die im Verlauf der Erzählung immer wieder auftreten. Ich verwende für sie eine leicht abgewandelte russische Namenskonvention. Wer schon einmal einen russischen Roman gelesen hat, weiß: Russen haben viele Namen. Der offizielle Name besteht aus dem vollständigen Vornamen und dem Vatersnamen. Er wird heute jedoch in der Regel nur noch bei formellen Anlässen und zur Anrede älterer Personen gebraucht. Für die meisten Vornamen gibt es zahlreiche abgewandelte Diminutivformen. Die meisten Russen haben einen Diminutivnamen, der ihnen in der Kindheit gegeben wurde und den sie ihr Leben lang beibehalten. Oft lässt sich der vollständige Name eindeutig aus dem Diminutiv erschließen. Ein Sascha heißt zum Beispiel immer Alexander, und eine Mascha heißt meist Maria. Kinder werden fast nur im Diminutiv angesprochen.

Für alle Personen, die noch Kinder sind, wenn sie erstmals in der Geschichte auftreten, gebrauche ich durchgängig die Diminutivform, wie Mascha oder Ljoscha. Personen, die beim ersten Auftreten erwachsen sind, werden mit vollständigem Vornamen genannt, etwa Boris oder Tatjana. Ältere Menschen werden durchgehend mit Vor- und Vatersname bezeichnet. Nachstehend folgt eine Liste der Hauptfiguren. Zahlreiche weitere Personen, die im Buch vorkommen, sind hier nicht aufgeführt, weil sie nur in einzelnen Episoden auftreten.

Shanna (geb. 1984)

Boris Nemzow, Vater

Raissa, Mutter

Dmitri, Ehemann

Dina Jakowlewna, Großmutter

10 Personen

Mascha (geb. 1984)

Tatjana, Mutter
Galina Wassiljewna, Großmutter
Boris Michailowitsch, Großvater
Sergei, Ehemann
Sascha, Sohn

Serjosha (geb. 1982)

Anatoli, Vater
Alexander Nikolajewitsch Jakowlew, Großvater

Ljoscha (geb. 1985)

Galina, Mutter
Juri, leiblicher Vater
Sergei, Stiefvater
Serafima Adamowna, Großmutter

Marina Arutjunjan, Psychoanalytikerin

Maja, Mutter
Anna Michailowna Pankratowa, Großmutter

Lew Gudkow, Soziologe

Alexander Dugin, Philosoph und politischer Aktivist

PROLOG

Ich habe viele Geschichten über Russland erzählt bekommen und einige selbst erzählt. Als ich elf oder zwölf war, in den späten 1970er Jahren, erklärte mir meine Mutter, die UdSSR sei ein totalitärer Staat. Sie verglich das sowjetische Regime mit dem nationalsozialistischen – für eine Sowjetbürgerin ein unerhörter Gedanke. Meine Eltern erzählten mir, das Sowjetregime werde ewig währen und deshalb müssten wir das Land verlassen.

In den späten 1980er Jahren – ich war inzwischen angehende Journalistin – geriet das Regime ins Schwanken und sank schließlich zu einem Haufen Schutt zusammen. So lautete jedenfalls die Geschichte, die damals erzählt wurde. Gemeinsam mit zahllosen anderen Reportern berichtete ich begeistert vom Aufbruch meines Landes zu Freiheit und Demokratie.

Zwanzig Jahre lang habe ich dann den Tod einer russischen Demokratie dokumentiert, die nie wirklich lebensfähig geworden war. Verschiedene Leute erzählten dazu unterschiedliche Geschichten: Viele beharrten darauf, Russland habe nur einen Schritt zurückgesetzt, nach zwei Schritten vorwärts in Richtung Demokratie. Die einen machten Wladimir Putin und den KGB für das Scheitern verantwortlich, andere die angebliche Vorliebe der Russen für die eiserne Hand und wieder andere den rücksichtslosen, anmaßenden Westen. Es kam ein Zeitpunkt, an dem ich mir sicher war, dass ich die Geschichte vom Verfall und Untergang des Putin-Regimes schreiben würde. Bald darauf verließ ich Russland zum zweiten Mal – diesmal als Erwachsene mittleren Alters mit Kindern. Wie zuvor meine Mutter mir, so erklärte jetzt ich meinen Kindern, warum wir nicht in unserem Land bleiben konnten.

Die Umstände sprachen für sich. Die russischen Bürger hatten

seit fast zwei Jahrzehnten immer mehr Rechte und Freiheiten eingebüßt. Im Jahr 2012 begann die Regierung Putin flächendeckend gegen politische Gegner vorzugehen. Sie führte Krieg gegen den inneren Feind und gegen Nachbarländer. Bereits 2008 war Russland in Georgien eingefallen. 2014 folgten die Annexion der Krim und die Unterstützung der sogenannten Separatisten in der Ostukraine. Die russische Führung entfesselte einen Informationskrieg gegen Idee und Wirklichkeit der westlichen Demokratie. Es dauerte eine Weile, bis westliche Beobachter sich klargemacht hatten, was da geschah. Inzwischen ist es zur Gewohnheit geworden, Russland in der Weltpolitik als aggressiven Akteur wahrzunehmen. Im Weltbild der USA gilt das Land wieder als Reich des Bösen und als existentielle Bedrohung.

Die Repressionen, die Kriege, selbst der Rückfall Russlands in die alte Rolle auf globaler Bühne – all das hat sich vor meinen Augen abgespielt. Von diesen Geschehnissen wollte ich berichten, aber zugleich auch von dem, was nicht geschehen ist: von der Freiheit, die nicht ergriffen wurde, und der Demokratie, die nicht erwünscht war. Wie lässt sich eine solche Geschichte erzählen? Wo lassen sich Gründe dafür festmachen, dass etwas nicht da ist? Wo beginnen und mit wem?

Es gibt grob gesagt zwei Arten von Büchern über Russland, die sich an ein breites Publikum richten: Die einen handeln von den Mächtigen – den Zaren, Stalin, Putin und ihrem Umkreis. Sie wollen erklären, wie das Land regiert wurde und bis heute regiert wird. Die anderen berichten von »normalen Menschen«, um zu zeigen, wie es ist, in diesem Land zu leben. Doch selbst die besten journalistischen Bücher über Russland – vielleicht sogar gerade sie – vermitteln stets nur einen Teilaspekt, wie die sechs Blinden in der indischen Fabel, die einen Elefanten beschreiben sollen, aber jeweils nur vom Kopf oder nur von den Beinen berichten. Auch wenn in anderen Büchern Schwanz, Rüssel und Rumpf beschrieben werden, gibt es kaum welche, die zu erklären versuchen, wie das Tier insgesamt aussieht oder um was für ein Tier es sich eigentlich handelt. In die-

sem Buch habe ich mir zum Ziel gesetzt, das ganze Tier zu beschreiben und zu erklären.

Ich beschloss, mit dem Niedergang des Sowjetregimes zu beginnen: Die Annahme, dass es »zusammengebrochen« sei, musste hinterfragt werden. Des Weiteren beschloss ich, mich auf die Menschen zu konzentrieren, für die das Ende der Sowjetunion zu den frühesten prägenden Erinnerungen gehört: die Generation der Anfang bis Mitte der 1980er Jahre geborenen Russen. Sie sind in den 1990er Jahren aufgewachsen, dem vielleicht umstrittensten Jahrzehnt der russischen Geschichte. Einigen ist es als Zeit der Befreiung im Gedächtnis geblieben, andere verbinden damit Chaos und Leid. Diese Generation hat ihr gesamtes Erwachsenenleben in einem Russland unter der Führung Wladimir Putins verbracht. Bei der Auswahl meiner Protagonisten habe ich auch nach Leuten gesucht, deren Leben sich durch die Repressionswelle im Jahr 2012 drastisch verändert hat. Dank Ljoscha, Mascha, Serjosha und Shanna – vier jungen Leuten aus unterschiedlichen Städten, Familien, ja aus unterschiedlichen sowjetischen Lebenswelten – konnte ich erzählen, wie es war, seine Kindheit in einem Land zu verbringen, das sich öffnete, und in einer Gesellschaft volljährig zu werden, die sich verschließt.

Bei der Recherche hielt ich Ausschau nach Gesprächspartnern, die »normal« waren – insofern ihre Erfahrungen beispielhaft für Millionen andere stehen – und zugleich außergewöhnlich: intelligent, leidenschaftlich, zur Selbstbeobachtung fähig und in der Lage, ihre Geschichten lebendig zu erzählen. Doch wer das eigene Dasein in der Welt als sinnvoll erfahren will, braucht Freiheit. Das Sowjetregime hat den Menschen nicht nur die Möglichkeit genommen, frei zu leben, sondern auch die Fähigkeit, wirklich zu verstehen, was ihnen vorenthalten wurde und wie das geschah. Es wollte die persönliche und historische Erinnerung ebenso auslöschen wie die wissenschaftliche Erforschung der Gesellschaft. Der geballte Krieg gegen die Sozialwissenschaften hatte zur Folge, dass westliche Wissenschaftler Jahrzehntelang besser in der Lage waren, Russland

zu interpretieren, als die Russen selbst. Sie konnten das Defizit jedoch nicht ausgleichen, da sie als Außenstehende nur beschränkt Zugang zu Informationen hatten. Das alles schadete nicht nur der Wissenschaft, es war vor allem ein Angriff auf die humane Verfasstheit der russischen Gesellschaft. Denn diese wurde dadurch der Werkzeuge und sogar der Sprache beraubt, die sie benötigte, um sich selbst zu verstehen. Die einzigen Geschichten, die Sowjetrussland sich über sich selbst erzählte, stammten von sowjetischen Ideologen. Was kann ein modernes Land über sich wissen, wenn ihm weder Soziologen noch Psychologen, noch Philosophen zur Verfügung stehen? Und was können seine Bürger über sich wissen? Ich begriff, dass die einfache Handlung meiner Mutter – das Sowjetregime in eine Kategorie einzuordnen und mit einem anderen Regime zu vergleichen – ein außerordentliches Maß an Freiheit erfordert hatte. Diese Freiheit verdankte sich zumindest teilweise der bereits gefallenen Entscheidung zur Emigration.

Um die größere Tragödie zu schildern, den Verlust des Erkenntnisinstrumentariums, suchte ich nach Gesprächspartnern, die in der sowjetischen und postsowjetischen Zeit versucht hatten, sich dieses Instrumentarium anzueignen. So wurde die Besetzung um einen Soziologen, eine Psychoanalytikerin und einen Philosophen erweitert. Wenn jemand das nötige Handwerkszeug hat, um einen Elefanten zu definieren, dann sie. Sie sind keine »normalen Menschen« – die Geschichte ihres Kampfes um die Wiederbelebung ihrer Disziplin ist nicht repräsentativ. Und ebenso wenig sind sie »Mächtige«. Sie sind diejenigen, die versuchen zu verstehen. In der Putin-Ära sind die Sozialwissenschaften mit neuen Methoden unterworfen und herabgewürdigt worden, und meine Protagonisten sahen sich vor völlig neue, unmögliche Entscheidungen gestellt.

Beim Zusammenfügen all dieser Geschichten habe ich mir vorgestellt, ich arbeite an einem umfangreichen faktografischen russischen Roman, der sowohl die individuellen Tragödien darstellen soll als auch die Ereignisse und Ideen, die sie geprägt haben. Ich wollte zeigen, wie es war, in den vergangenen dreißig Jahren in

Russland zu leben – und zugleich erzählen, wie Russland selbst in dieser Zeit gewesen ist und wie es wurde, was es heute ist. Ich hoffe, dass das vorliegende Buch diesem Anspruch gerecht wird. Und auch der Elefant hat seinen kurzen Auftritt (siehe S. 467).

BORN IN THE USSR

JAHRGANG 1984

MASCHA

Am siebzigsten Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution nahm die Großmutter, eine Raketenforscherin, Mascha mit in die Kirche St. Johannes der Krieger im Zentrum Moskaus, um sie dort taufen zu lassen. Mascha war dreieinhalb – etwa drei Jahre älter als alle anderen Kinder, die an diesem Tag dort waren. Ihre Großmutter Galina Wassiljewna war fünfundfünfzig und damit etwa so alt wie die meisten anderen Erwachsenen. Sowjetische Frauen gingen mit fünfundfünfzig in Rente, und fast alle hatten in diesem Alter bereits Enkelkinder. Aber sie waren nicht alt genug, um sich an eine Zeit zu erinnern, in der die Religion in Russland offen und stolz praktiziert wurde. Galina Wassiljewna hatte bis vor kurzem nicht groß über Religion nachgedacht. Ihre eigene Mutter war zur Kirche gegangen und hatte sie taufen lassen. Sie selbst hatte Physik studiert. Als sie ihren Abschluss machte, gab es an den sowjetischen Hochschulen noch keinen Pflichtkurs über die »Grundlagen des wissenschaftlichen Atheismus« – er wurde erst einige Jahre später flächendeckend eingeführt. Trotzdem hatte man ihr beigebracht, dass Religion das Opium des Volkes sei.

Als Erwachsene hatte sie ihr Leben zum großen Teil damit verbracht, an Objekten zu arbeiten, die in direktem Gegensatz zur Religion standen: Sie waren materiell, kein bisschen mystisch, und sie flogen in den Weltraum. Zuletzt war sie bei der wissenschaftlichen Produktionsvereinigung Molnija (»Blitz«) tätig gewesen, wo die sowjetische Raumfähre *Buran* (»Schneesturm«) entwickelt wurde. Sie hatte die mechanische Vorrichtung entworfen, mit der die Besatzung nach der Landung die Tür öffnen konnte. Die Arbeit an der

Raumfahre war fast abgeschlossen. Ein Jahr später würde sie ihren ersten Flug antreten. Es war ein unbemannter Testflug, der erfolgreich verlief. Aber der *Buran* sollte danach nie wieder fliegen. Die Finanzierung für das Projekt versiegte. Der Mechanismus, mit dem sich die Tür der Raumfahre nach der Landung von innen öffnen ließ, wurde nie benötigt.¹

Galina Wassiljewna hatte schon immer ein feines Gespür für subtile Änderungen der Stimmungen und Erwartungen in ihrer Umgebung gehabt. In einem Land wie der Sowjetunion, wo Leben oder Tod davon abhängen konnten, ob man wusste, woher der Wind weht, war diese Fähigkeit äußerst nützlich. Obwohl in ihrem Berufsleben alles bestens zu stehen schien – es war ein Jahr vor dem Flug des *Buran* –, merkte sie, dass sich ein Riss im Fundament der einzigen Welt zeigte, die sie kannte, der Welt, die auf dem Primat des Materiellen beruhte. Um die entstandene Kluft zu füllen, bedurfte es anderer Ideen – oder, besser noch, eines anderen Fundaments. Es war, als hätte sie geahnt, dass das handfeste und unmystische Objekt, an dem sie ihr Leben lang gearbeitet hatte, außer Gebrauch kommen und eine metaphysische Leere hinterlassen würde.

Man hatte ihr – wie dem ganzen Land und der ganzen Welt – erzählt, die Bolschewiki hätten die organisierte Religion besiegt. Doch Galina Wassiljewna wusste, dass das nicht ganz stimmte, immerhin hatte sie mehr als fünfzig Jahre ihres Lebens in der Sowjetunion verbracht. In ihrer Kindheit, in den Dreißigern, hatten die meisten Erwachsenen noch offen gesagt, dass sie an Gott glaubten.² Die neue Generation sollte völlig frei von Religion und anderen abergläubischen Vorstellungen aufwachsen – und auch das Leid, um dessentwillen Religion notwendig war, sollte es nicht mehr geben. Als Galina Wassiljewna neun Jahre alt war, begann der Zweite Weltkrieg. Die Deutschen rückten so schnell vor und die sowjetische Führung wirkte so hilflos, dass außer Gott nichts mehr blieb, woran man glauben konnte.³ Sehr bald schon schien die Sowjetregierung die russisch-orthodoxe Kirche zu akzeptieren. Von nun

an kämpften Kommunisten und Kleriker gemeinsam gegen die Nazis.⁴ Nach dem Krieg wurde die Kirche wieder zu einer Institution für die ältere Generation. Was blieb, war das Wissen darum, dass sie in Zeiten katastrophaler Ungewissheit eine Zuflucht sein konnte.

Die Großmutter erzählte Mascha, weshalb sie zur Kirche gingen: Es lag an Vater Alexander Men – einem russisch-orthodoxen Priester, der Menschen wie Galina Wassiljewna anzog. Seine Eltern waren Naturwissenschaftler gewesen, und er verstand sich darauf, mit Leuten zu sprechen, die ohne kirchlichen Bezug aufgewachsen waren. Die russisch-orthodoxe Kirche, die seit dem Krieg in Diensten des Kremls stand, hatte ihn ordiniert. Doch er lernte und lehrte auf seine eigene Weise, und das hatte ihn fast ins Gefängnis gebracht.⁵ Jetzt, wo sich eine vorsichtige Öffnung andeutete, war Men im Begriff, ungeheure Popularität zu erlangen. Er fand erst Tausende, dann Hunderttausende von Anhängern, auch wenn es noch einige Jahre dauern sollte, bis seine Schriften in der Sowjetunion veröffentlicht werden konnten. Mascha verstand nicht viel von dem, was ihre Großmutter ihr von Vater Alexander oder dem Licht in den Lehren Jesu Christi erzählte. Aber sie hatte nichts gegen den Kirchenbesuch. Der 7. November war ihr Lieblingsfeiertag. Denn an diesem Tag – dem Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution^{*} – buk ihre Großmutter Kuchen, die ihr schmeckten, während sie den Rest des Jahres über weder besonders gern noch besonders gut kochte.

»Scheiße, was soll das denn?«, fragte Maschas Mutter, als sie ihre Tochter abholte und das kleine Kreuz entdeckte, das sie um den

* Der Jahrestag der Oktoberrevolution fällt auf den 7. November, weil das zaristische Russland den julianischen Kalender beibehalten hatte, der keine Schaltjahre kennt. Bis 1917 war der russische Kalender gegenüber dem westlichen um dreizehn Tage in Rückstand geraten. Nachdem die Bolschewiki 1918 den gregorianischen Kalender eingeführt hatten, fielen die letzten zehn Tage des Oktobers nun in den November.

Hals trug. Doch damit war das Gespräch auch schon beendet. Tatjana hatte für Worte nicht viel übrig, sie war eine Frau der Tat. Als sie festgestellt hatte, dass sie schwanger war, hatte sie das Parteikomitee ihrer Graduiertenschule verständigt – in der Hoffnung, die Behörden würden den Vater des ungeborenen Kindes, der noch mindestens eine weitere Freundin hatte, zwingen, sie zu heiraten. Es war durchaus üblich, dass solche Anliegen beim Parteikomitee vorgebracht wurden und die Genossen entsprechend intervenierten. In Tatjanas Fall ging die Sache allerdings schief. Maschas Vater verlor seinen Platz in der Graduiertenschule und damit auch sein Aufenthaltsrecht in Moskau. Er musste nach Hause zurückkehren – in den sowjetischen Fernen Osten, Tausende Kilometer entfernt von seinen Freundinnen.

Das war nicht die einzige unangenehme Überraschung für die junge Mutter. Tatjana war wieder auf ihre Eltern angewiesen. In ihrer Generation war es die Regel, die Kinder kostenlos von den eigenen Eltern betreuen zu lassen.⁶ Die einzigen Alternativen waren staatliche Bezirkskindergärten – eine Mischung aus Babygefängnis und Verwahranstalt – oder unbezahlbare private Kinderbetreuungsdienste mit zweifelhaftem Rechtsstatus. Tatjana hatte sich eine ungewöhnliche Unabhängigkeit von ihren Eltern erobert. Anders als die meisten ihrer Altersgenossen lebte sie getrennt von ihnen, in einer Kommunalka, einer Gemeinschaftswohnung, die sie nur mit einer einzigen Familie teilte. Durch das Baby war sie jedoch wieder an die Wohnung ihrer Eltern gebunden, die nur wenige Blocks entfernt lag. Galina Wassiljewna und Boris Michailowitsch hatten eine Zweizimmerwohnung mit Küche – Platz genug, um sich um die kleine Mascha zu kümmern. Beide arbeiteten als ranghohe Wissenschaftler in der Raumfahrtindustrie und hatten mehr Zeit zur Verfügung als ihre Tochter, die sich im Graduiertenstudium befand. Tatjana kam zu dem Schluss, dass sie Geld verdienen und Beziehungen spielen lassen musste, wenn sie sich endgültig von ihrem Elternhaus loseisen wollte. Keine ihrer Tätigkeiten war im strengen Sinn legal – das sowjetische Recht begrenzte jegliche Eigeninitiati-

ve und verbot fast alle Arten von Unternehmertum. Doch in den meisten Fällen wurden diese Tätigkeiten von den Behörden stillschweigend geduldet.

Im Alter von drei Jahren wurde Mascha in eine prestigeträchtige Vorschule aufgenommen. Hier einen Platz zu bekommen war eigentlich so gut wie unmöglich – es handelte sich um eine Vorschule für die Kinder von Mitgliedern des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei. (Als Mascha geboren wurde, lag das Durchschnittsalter der ZK-Mitglieder bei knapp 75 Jahren.⁷ Daher wurden in der Schule ihre Enkel und Urenkel unterrichtet – gemeinsam mit den Kindern einiger außergewöhnlich zielstrebiger Sowjetbürger wie Tatjana.) Eine Autorin aus einer früheren Schülergeneration beschrieb die Vorschule so:

»Im Kindergarten roch alles nach Wohlstand und frisch gebackenen *piroschki*. Die Leninecke war besonders prachtvoll. Dort stand ein Strauß weißer Gladiolen, über dem Familienbilder der Uljanows wie Ikonen auf einer purpurroten Pinnwand arrangiert waren. In Daunenschlafsäcke eingemummelt, schlummerten die Sprösslinge der Nomenklatura wie kleine Ferkel auf einer Veranda, die zum verwunschenen Wald hinausging. Ich war während der ›Toten Stunde‹ gekommen, der Zeit des sowjetischen Nachmittagsschlafchens.

›Wacht auf, zukünftige Kommunisten, rief die Erzieherin und klatschte in die Hände. Sie lächelte verschlagen. ›Zeit für das Fischfett.‹ ... [Eine] große, massive Erzieherin namens Soja Petrowna [kam] mit einem riesigen Löffel voller schwarzem Kaviar auf mich zu.«⁸

Als Mascha aufgenommen wurde, hatte die Leninecke an Glanz eingebüßt, und die Lehrer legten mit ihren Parolen etwas mehr Zurückhaltung an den Tag. Sie brüllten ihren Schützlingen nur noch selten das Wort »Kommunisten« entgegen. Aber es gab immer noch die täglichen Kaviarrationen, die nun in noch stärkerem Kontrast

zur Außenwelt standen, wo Lebensmittelknappheit den Alltag bestimmte. Und wie in allen sowjetischen Vorschulen gab es immer noch den unvermeidlichen Grießklumpen, den man senkrecht auf den Teller stellen konnte. Die Schule bot an Werktagen eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung an – ein einzigartiger sowjetischer Luxus. Die Wochenenden verbrachte Mascha in der Regel bei ihren Großeltern, wie so viele sowjetische Kinder. Tatjana war sieben Tage in der Woche damit beschäftigt, dieses Leben zu finanzieren.

Als Mascha vier Jahre alt war, brachte ihre Mutter ihr bei, wie man gefälschte Dollars von echten unterscheidet. Mit echter oder gefälschter Fremdwährung erwischt zu werden war gefährlich – nach sowjetischem Recht standen darauf bis zu fünfzehn Jahre Gefängnis.⁹ Doch Tatjana schien keine Furcht zu kennen – jedenfalls sicherte sie damit den Lebensunterhalt. Zudem betrieb sie eine Nachhilfevermittlung. Erst hatte sie selbst Nachhilfe gegeben, doch bald sah sie ein, dass sie expandieren musste, um wirklich Geld zu verdienen. Sie begann, ihre Kunden – meist Oberschüler, die für die nervenaufreibenden Hochschul-Zulassungsprüfungen büffelten – an Kommilitonen zu vermitteln, die sie vorbereiten konnten. Für ihre eigene Nachhilfetätigkeit hatte sie sich ein äußerst rentables und seltenes Spezialgebiet erschlossen: Sie studierte mit ihren jungen Klienten Antworten auf die sogenannten Särge ein.

So hießen Fangfragen, die speziell für jüdische Bewerber gedacht waren. Die meisten sowjetischen Hochschuleinrichtungen fielen unter zwei Kategorien: Es gab solche, die Juden gar nicht zum Studium zuließen, und solche, die die Aufnahme jüdischer Bewerber streng limitierten. Natürlich waren diese Bestimmungen nirgendwo öffentlich zugänglich. Die Ablehnung wurde auf besonders sadistische Weise gehandhabt. Jüdische Bewerber nahmen in der Regel mit allen anderen an den Aufnahmefragen teil. Genau wie alle anderen zogen sie die Karten mit Prüfungsfragen aus einem Bestand. Doch wenn sie die zwei oder drei Fragen auf der Karte richtig beantworteten, stellte man ihnen, während sie mit den Prüfern allein im Raum waren, beiläufig eine weitere Frage, wie um noch ein-

mal nachzuhaken. Diese Frage war dann der »Sarg«. In der Mathematik handelte es sich meist um ein Problem, das nicht einfach nur schwer zu lösen, sondern unlösbar war. Der Bewerber geriet ins Straucheln und scheiterte. Jetzt konnten die Prüfer den Sarg zunageln: Der jüdische Bewerber hatte nicht bestanden. Es sei denn, er hatte sich von Tatjana vorbereiten lassen. Sie übte mit ihren Klienten nicht nur die Antworten auf konkrete »Särge« ein, die sie sich irgendwie hatte beschaffen können, sondern zeigte ihnen auch, wie es möglich war, solche Fangfragen generell zu erkennen und ihre Unlösbarkeit zu beweisen. Diese Blondine mit Pferdegebiss und Pilotenbrille konnte sowjetischen Juden beibringen, wie sich die antisemitische Maschinerie austricksen ließ. So verdiente sie das Geld für Maschas Kaviar und den eklichen Grießbrei in der ZK-Vorschule.

SHANNA

Wer auch nur annähernd gleiche Chancen haben wollte, durfte nicht jüdisch sein. Die »Nationalität« – bei uns würde man von »ethnischer Zugehörigkeit« sprechen – war in allen wichtigen Ausweisdokumenten vermerkt, von der Geburtsurkunde über den Inlandspass bis zur Heiratsurkunde und der Personalakte am Arbeitsplatz oder in der Schule. Eine einmal zugeteilte »Nationalität« konnte praktisch nicht mehr geändert werden und wurde von Generation zu Generation vererbt. Dank einem glücklichen Umstand – vermutlich dem Weitblick und der Initiative seiner Eltern – besaß Shannas Vater Boris Dokumente, die ihn als ethnischen Russen auswiesen. Mit seinen dunkelbraunen Augen, dem dunklen, dicht gelockten Haar und den erkennbar jüdischen Vornamen seiner Eltern – Dina und Jefim – konnte er niemandem etwas vormachen. Wenn jemand nachfragte, gab er an, er sei »halb jüdisch«. Das war zwar nicht sehr plausibel, aber es genügte meist, um das Thema zu beenden. Dank dieser Gewandtheit, seinen »ethnisch korrekten« Dokumenten und

exzellenten Schulnoten erlangte er die Zulassung zur Universität. Dabei war ein großes Hindernis zu überwinden: Anders als die überwältigende Mehrheit der sowjetischen Oberschüler war Boris nicht Mitglied im kommunistischen Jugendverband, dem Komsomol, gewesen. Deshalb wurde er in seinen Abgangszeugnissen als »politisch unzuverlässig« eingestuft. Seine Mutter, Dina Jakowlewna, setzte alles in Bewegung, damit die Schule die Formulierung änderte. Ein scheinbar aussichtsloses Unterfangen, aber etwas anderes kam nicht in Frage. Alle Familienmitglieder waren entweder Naturwissenschaftler oder Ärzte, alle waren hochintelligent und Kapazitäten auf ihrem Gebiet. Die Formulierung wurde geändert. Boris wurde zum Studium an der Fakultät für Strahlenphysik der Gorkier Staatsuniversität zugelassen. Er schloss mit Auszeichnung ab und legte mit vierundzwanzig Jahren seine Dissertation vor. Seine Familie und seine Freunde rechneten fest damit, dass er für seine Arbeit im Bereich der Quantenphysik eines Tages den Nobelpreis erhalten würde.

Shanna kam 1984 zur Welt – in dem Jahr, als Boris seine Dissertation fertigstellte. Ihre Mutter Raissa war Französischlehrerin. Nach sowjetischen Begriffen gehörte die Familie zur Bohème – russisch *bogema*: Sie lebte nach Vorstellungen, die als westlich galten, und pflegte einen Bekanntenkreis, der sich ständig erweiterte. Anders als Boris’ ältere Schwester, die mit ihrem Kind bei Dina Jakowlewna lebte, wie es üblich war, mieteten die Nemzows ein eigenes Haus – ein altes Holzhaus im verfallenen Stadtzentrum, das weder Badewanne noch Dusche hatte, sondern nur eine Toilette. Sie machten Wasser auf dem Herd warm und wuschen sich am Waschbecken, oder sie duschten bei Freunden – so verwestlicht, dass sie täglich eine Dusche gebraucht hätten, waren sie nicht. Aber immerhin westlich genug, um Tennis zu spielen, eine Sportart, die als so exklusiv galt, dass die Lokalzeitung der Familie eine Fotostrecke widmete, als Shanna im Kleinkindalter war. Auf den Fotos sind drei dunkelhaarige Menschen zu sehen, die über das ganze Gesicht lächeln und dabei strahlend weiße Zähne zeigen. Sie fielen auf in ihrer grauen Stadt.

Die Stadt hieß Gorki – auf Deutsch »bitter«. Sie war nach dem russischen Schriftsteller Maxim Gorki benannt, der eigentlich Alexei Peschkow hieß und sich ein rührseliges Pseudonym zugelegt hatte, wie es in revolutionären Kreisen Mode war. Als Shanna ihre Umgebung bewusst wahrzunehmen begann, ahnte sie nichts von einem Schriftsteller namens Gorki. Sie hielt den Namen einfach für eine Beschreibung ihrer Heimatstadt. Auch die sowjetische Regierung schien das so zu sehen. Vier Jahre vor Shannas Geburt hatte sie Gorki zum Verbannungsort des Physikers Andrei Dmitrijewitsch Sacharow bestimmt. Sacharow hatte 1975 den Friedensnobelpreis erhalten und war der bekannteste Dissident des Landes. An der Art, wie ihr Vater seinen Namen aussprach, merkte sie, dass ihm etwas Magisches anhaftete. Vergeblich bat sie ihn darum, sie mitzunehmen, wenn er zu »Sacharows Haus« ging. Sie dachte, er würde den berühmten Mann tatsächlich besuchen; in Wirklichkeit hielt er gelegentliche Mahnwachen vor dem Haus ab. Shanna taufte ihr Kätzchen auf den Namen Andrei Dmitrijewitsch Sacharow.

Im Frühjahr 1987 – Shanna war noch nicht ganz drei Jahre alt – beschrieb Sacharows Frau Jelena Bonner die Stadt Gorki so:

»Es ist Ende April, aber das Wetter erinnert eher an den Spätherbst oder Winteranfang. [...] Ich sehe, wie die Passanten die Füße aus den Pfützen ziehen und pfundschwere Dreckklumpen an ihren Schuhen haften bleiben. Der Wind beugt die Baumwipfel. Vom trüben Himmel fällt Schneeregen herab und bildet schmutzig weiße Flecken auf der Oberfläche, die man nicht als ›Erde‹ bezeichnen möchte.«¹⁰

Shannas Heimatstadt war die schlimmste Stadt der Welt, da war sie sich ziemlich sicher. Und der Name »Bitter« beschrieb das Leben der Menschen, die dort wohnen mussten – besonders das ihrer Mutter. Raissa verbrachte die meiste Zeit mit der Jagd nach Lebensmitteln. Manchmal nahm sie den Nachzug nach Moskau, stand dort den ganzen Tag Schlange und kam mit dem nächsten Nachzug zu-

rück. Sie brachte vor allem Fleischprodukte mit, die in Gorki schon seit Jahren nicht mehr gesichtet worden waren. Auch in Moskau herrschte kein Überfluss, auch dort waren manche Lebensmittel knapp. Aber verglichen mit Gorki, wo es im Laden manchmal nichts gab als undefinierbaren dunklen Saft in Drei-Liter-Gläsern mit Zinndeckeln, kam ihr die Hauptstadt wie das Gelobte Land vor. Einmal brachte Raissa eine durchsichtige Plastiktüte voll lieblos eingewickelter, graubrauner, zylinderförmiger Bonbons von dort mit. Sie bestanden aus Soja mit Zucker und gehackten Erdnüssen und waren mit Kakaopulver bestreut. Shanna fand, dass sie noch nie in ihrem Leben etwas Köstlicheres probiert hatte. Ein andermal kam eine Freundin von Raissa mit einem Turnbeutel voller Bananen zurück. Sie waren grün und hart. Raissa, die im Gegensatz zu ihrer Tochter schon einmal Bananen gesehen hatte, wusste, dass sie in einem dunklen Schrank aufbewahrt werden mussten, um dort zu reifen. Boris beteiligte sich nicht an der täglichen Lebensmittelbeschaffung. Aber manchmal hatte er seinen großen Auftritt, wenn er an schwer aufzutreibende Produkte »herangekommen« war – so der gängige Ausdruck. Shanna dachte, dass ihr Vater an Dinge »herankommen« konnte, weil er so groß war. Für sie war er der Superheld.

Shanna hatte keine feste Schlafenszeit. Und weil das Haus immer voller Gäste war und man am Tisch saß und redete, blieb sie bis Mitternacht oder noch länger auf. Ihr Vater, der nicht an bestimmte Arbeitszeiten gebunden war, brachte sie auf dem Weg zum Labor in der Vorschule des Wohnbezirks vorbei. Meist begann dort gerade die ›Tote Stunde‹ – die nachmittägliche Schlafenszeit. So konnte sie den fehlenden Schlaf nachholen.

Als Shanna etwa drei Jahre alt war, begannen die Gespräche am Tisch im alten Holzhaus sich zu verändern. Man sprach jetzt nicht mehr über den anomalen Dopplereffekt oder andere theoretische Fragen, die Boris gerade beschäftigten, sondern darüber, dass in Gorki ein nuklear betriebenes Heizwerk gebaut werden sollte. Die Arbeiten waren schon im Gang.¹¹ Erst ein Jahr zuvor war es zu

der Reaktorkatastrophe im ukrainischen Tschernobyl gekommen. Die Regierung hatte versucht, Informationen über das Unglück unter Verschluss zu halten, aber sie hatte deren Ausbreitung nur hinauszögern können. Inzwischen war durchgesickert, wie groß das Ausmaß des Schadens und der Gefahr war. Dina Jakowlewna, von Beruf Kinderärztin, lag ihrem Sohn in den Ohren: »Wie kannst du als Physiker untätig zusehen, wenn so etwas mitten in der Stadt gebaut wird?«

Dass Sowjetbürger untätig zuschauen, während die Regierung ihr Leben vorsätzlich gefährdet, war die Regel gewesen, solange Raissa, Boris und selbst Dina Jakowlewna denken konnten. Aber inzwischen hatte sich etwas geändert. 1985 hatte der neue Generalsekretär der Kommunistischen Partei, zugleich Staatsoberhaupt der Sowjetunion, einen »neuen Kurs« verkündet. Auch frühere Generalsekretäre hatten diese Worte im Mund geführt, sogar das Wort *Perestroika*, das so viel wie »Umbau« bedeutet. Doch diesmal tat sich wirklich etwas. Dina Jakowlewna nahm an einer Protestkundgebung gegen das geplante Atomkraftwerk teil. Noch ein Jahr zuvor hätte eine nicht von der Partei abgesegnete Kundgebung unweigerlich die Verhaftung und Verurteilung der Teilnehmer nach sich gezogen. Sacharow durfte Gorki nach sieben Jahren verlassen und nach Moskau zurückkehren. Der Physiker, der als »Vater der sowjetischen Wasserstoffbombe« galt, war schon seit langem ein vehementer Verfechter der nuklearen Sicherheit. Boris besuchte ihn in seiner Moskauer Wohnung und führte ein Interview, in dem Sacharow sich gegen das atomare Heizkraftwerk aussprach. Das Interview erschien in einer Lokalzeitung von Gorki. Der berühmte Dissident schloss mit den Worten: »Ich hoffe, es gelingt Ihnen, den Gang der Ereignisse zu ändern. Ich bin voll und ganz auf Ihrer Seite.«¹²

Die Pläne für das Heizkraftwerk wurden schließlich begraben. Und Boris hatte etwas entdeckt, das ihn mindestens so sehr faszinierte wie die Physik. Am Küchentisch war das Wort jetzt immer öfter zu hören – *politika*. Dann kam ein weiteres hinzu: *vybory* – Wahlen.

Die Sowjetunion, das Geburtsland von Mascha und Shanna, war der langlebigste totalitäre Staat der Welt. Das Geburtsjahr der beiden, 1984, wurde im Westen zum Symbol des Totalitarismus. Orwells gleichnamiges Buch konnte in einer Gesellschaft, die der darin beschriebenen so sehr glich, nicht erscheinen. Deshalb hatte die breite sowjetische Leserschaft erst 1989 die Möglichkeit, es kennenzulernen. Zu diesem Zeitpunkt waren die Zensurbestimmungen so weit gelockert worden, dass die führende Literaturzeitschrift des Landes eine Übersetzung drucken konnte.¹³ Bereits 1969 hatte der Journalist Andrei Amalrik einen Langessay mit dem Titel *Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben?* verfasst, den er als vervielfältigtes Typoskript an Freunde weiterverteilt. Er vertrat darin die These, dass das Regime auf die Implosion zusteure. ¹⁴ Amalrik, der bereits zuvor aus politischen Gründen inhaftiert gewesen war, wurde erneut festgenommen, zusammen mit einem Mann, der beschuldigt wurde, das Buch verbreitet zu haben. Beide erhielten Gefängnisstrafen. In seiner Schlusserklärung vor Gericht sagte Amalrik: »Mir ist klar, dass Verfahren wie dieses viele Leute abschrecken sollen – und viele werden sich abschrecken lassen. Trotzdem glaube ich, dass ein Prozess der Befreiung des Denkens begonnen hat, der nicht mehr umkehrbar ist.«¹⁵ Er verbrachte mehr als drei Jahre hinter Gittern, drei weitere Jahre in der Verbannung und musste schließlich die Sowjetunion verlassen. 1980 starb er bei einem Autounfall in Spanien auf dem Weg zu einer Menschenrechtskonferenz.¹⁶ Das Sowjetregime lebte fort und überdauerte auch das Jahr 1984.

Doch schon im folgenden Jahr traten die ersten Risse auf. Wurden sie von dem neuen Generalsekretär Michail Gorbatschow verursacht, als er Veränderungen forderte und *Glasnost* und *Perestroika* verkündete? Oder verschaffte er damit nur der Entwicklung Gehör, die Amalrik fünfzehn Jahre zuvor zu beschreiben versucht hatte? Die marxistische Ideologie, so Amalrik, habe das Land niemals fest im Griff gehabt, und die russisch-orthodoxe Kirche habe ihre Autorität eingebüßt. Ohne ein zentrales, einheitsstiftendes Glaubenssystem jedoch werde die Sowjetunion sich letztlich selbst zerstö-

ren – auseinandergerissen von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen mit unvereinbaren Zielen.

Amalrik gehörte zu den verschwindend wenigen Sowjetbürgern, die das System als im Kern instabil betrachteten. Die meisten nahmen an, es werde ewig währen – eine in Stein, oder sowjetischen Stahlbeton, gemeißelte Ordnung. In dem Jahr, als Amalrik vor Gericht stand, schrieb ein anderer Dissident, der Schriftsteller und Liedermacher Alexander Galitsch, ein Lied, das davon handelt, wie eine kleine Gruppe von Freunden Aufnahmen von ihm anhört. Einer der Zuhörer meint, der Sänger gehe mit seinen antisowjetischen Witzen ein zu großes Risiko ein. Die Gastgeberin erwidert: »Der Autor hat nichts zu befürchten. Er ist seit hundert Jahren tot.«¹⁷ (Galitsch musste 1974 emigrieren und kam drei Jahre später in seiner Pariser Wohnung durch einen Stromschlag ums Leben.¹⁸)

Theoretiker, die sich mit der Sowjetunion beschäftigten – ob im In- oder Ausland –, waren mit zwei Handicaps konfrontiert: Sie mussten ihre Schlussfolgerungen auf fragmentarisches Wissen stützen und sie in einer Sprache formulieren, die der Aufgabe nicht angemessen war. Das Land verbarg alle wesentlichen und unwesentlichen Informationen hinter einer Mauer aus Geheimnissen und Lügen. Und damit nicht genug: Es führte Jahrzehntelang Krieg gegen das Wissen als solches. Die symbolträchtigste – wenn auch bei weitem nicht die grausamste – Schlacht in diesem Krieg wurde im Jahre 1922 geschlagen. Damals ordnete Lenin die Abschiebung von (je nach Schätzung) zweihundert oder mehr Intellektuellen ins Ausland an – darunter Ärzte, Ökonomen und Philosophen. Diese Aktion wurde unter dem Namen »Philosophenschiff« bekannt (tatsächlich handelte es sich um mehrere Schiffe). Die Abschiebungen wurden als eine humane Alternative zur Todesstrafe dargestellt. Spätere Intellektuellengenerationen hatten weniger Glück: Wer gegenüber dem Regime als illoyal galt, wurde verhaftet, oft hingerichtet und fast immer daran gehindert, in seiner Fachdisziplin tätig zu sein.¹⁹ Mit zunehmender Etablierung des Regimes wurden die Einschränkungen für die Sozialwissenschaften weiter verschärft und

zeigten – allein schon aufgrund ihrer Dauer – immer tiefere Wirkung. Während die exakten Wissenschaften und Technologien infolge des Wettrüstens erneuert und vorangetrieben wurden, gab es nichts – oder fast nichts –, was das Sowjetregime dazu bewegen konnte, die Entwicklung der Philosophie, der Geschichte und der Sozialwissenschaften zu fördern. Diese Disziplinen verkümmerten derart, dass – so formulierte es ein führender russischer Wirtschaftswissenschaftler im Jahr 2015 – die wichtigsten sowjetischen Ökonomen in den 1970er Jahren nicht mehr in der Lage waren, die Arbeit zu verstehen, die ihre Vorgänger ein halbes Jahrhundert zuvor geleistet hatten.²⁰

In den 1980er Jahren fehlte es den Sozialwissenschaftlern in der Sowjetunion nicht nur an Informationen, sondern auch an der nötigen Kompetenz, dem theoretischen Wissen und der Begrifflichkeit, um ihre eigene Gesellschaft zu verstehen. Sehr wenige haben es dennoch versucht, allen Widrigkeiten und Hindernissen zum Trotz. Sie mussten sich im Dunkeln vorantasten.